

Sie sprechen mit dir von der Liebe

Autor(en): **Müller, Paul Emanuel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **26 (1984)**

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971950>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie sprechen mit dir von der Liebe

Kostbarkeiten der Literatur, gesammelt und kommentiert von Paul Emanuel Müller

I. Folge

Ich und Du

*Wir träumten voneinander
Und sind davon erwacht,
Wir leben, um uns zu lieben,
Und sinken zurück in die Nacht.*

*Du tratst aus meinem Traume,
Aus deinem trat ich hervor,
Wir sterben, wenn sich eines
Im andern ganz verlor.*

*Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen, rein und rund,
Zerfließen in eins und rollen
Hinab in des Kelches Grund.*

Dieses Gedicht, es ist schon mehr als hundertdreißig Jahre alt. Manche zählen es zu den schönsten Liebesgedichten in deutscher Sprache. Friedrich Hebbel schrieb es im Jahre 1843.

Eigentlich sagt er dreimal dasselbe. Zuerst erzählt er von seiner Liebe, dann denkt er über das Erzählte nach und faßt schließlich alles in ein einfaches, einprägsames Bild zusammen. Es ist, wie wenn die Liebenden einander schon immer gekannt hätten, ohne es eigentlich zu wissen, so wie im Traum. Erst in der Liebe erwachen sie zu eigentlichem, zu wirklichem Leben. Nun müssen sie Sorge tragen zueinander. Wenn nämlich eines im andern aufgeht, dann werden sie sich ineinander verlieren. Sie werden ihre Identität aufgeben – sterben.

Liebes-Lied

*Wie soll ich meine Seele halten, daß
sie nicht an deine rührt? Wie soll ich sie
hinheben über dich zu andern Dingen?
Ach gerne möcht ich sie bei irgendwas
Verlorenem im Dunkel unterbringen
an einer fremden stillen Stelle, die
nicht weiterschwingt, wenn deine Tiefen schwingen.
Doch alles, was uns anrührt, dich und mich,
nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich,
der aus zwei Saiten eine Stimme zieht.
Auf welches Instrument sind wir gespannt?
Und welcher Geiger hat uns in der Hand?
O süßes Lied.*

Auch Rainer Maria Rilke weiß um die Gefahr des Verschmelzens, des sich in der Liebe an den anderen Menschen Verlierens. Gerne möchte er sich etwas anderem zuwenden, damit er er selbst bleiben kann. Aber das gelingt ihm nicht. Er und die Geliebte, sie sind ja so gleich gestimmt, daß alles, was das eine angeht, auch das andere in gleicher Weise ergreift. – Ist er nicht eindrücklich, dieser Vergleich mit dem Musikinstrument? Aus zwei Saiten wird eine Melodie gebildet. Und die Liebenden wissen, daß sie gehalten werden, so wie das Instrument, aus dem das Lied ihrer Liebe klingt, in der Hand eines Meisters gehalten wird.

Rilke dachte immer wieder über das Wesen der Liebe nach. In fast allen seinen größeren Werken und in vielen Briefen schrieb er immer wieder davon. Zahlreich waren aber auch die Menschen, bekannte und unbekannt, welche durch die Liebe in Not geraten waren und nun den Dichter um Hilfe angingen. Als ihm Ema-

nuel, Freiherr von Bodman, den er in München flüchtig kennen gelernt hatte, von seinem Leiden berichtete, das ihm aus der Beziehung zu seiner Partnerin erwuchs, ermahnte ihn der Dichter, weniger nach den Ursachen der Schmerzen, die ja nie ganz ergründbar seien, zu fragen, als viel mehr das Leiden für ihn selber fruchtbar zu machen. Am 17. August 1901 schrieb er ihm von der Künstlerkolonie Worpswede aus, wo er seine Frau, Clara Westhoff, kennen gelernt hatte, in einem Brief unter anderem:

«Vor allem ist die Ehe eine neue Aufgabe und ein neuer Ernst, – eine neue Anforderung und Frage an die Kraft und Güte eines jeden Beteiligten und eine neue große Gefahr für beide.

Es handelt sich in der Ehe für mein Gefühl nicht darum, durch Niederreißung und Umstürzung aller Grenzen eine rasche Gemeinsamkeit zu schaffen, vielmehr ist die gute Ehe die, in welcher jeder den anderen zum Wächter seiner Einsamkeit bestellt und ihm dieses größte Vertrauen beweist, das er zu verleihen hat. Ein Miteinander zweier Menschen ist eine Unmöglichkeit und, wo es doch vorhanden scheint, eine Beschränkung, eine gegenseitige Übereinkunft, welche einen Teil oder beide Teile ihrer vollsten Freiheit und Entwicklung beraubt. Aber, das Bewußtsein vorausgesetzt, daß auch zwischen den nächsten Menschen unendliche Fernen bestehen bleiben, kann ihnen ein wundervolles Nebeneinanderwohnen erwachsen, wenn es ihnen gelingt, die Weite zwischen sich zu lieben, die ihnen die Möglichkeit gibt, einander immer in ganzer Gestalt und vor einem großen Himmel zu sehen!

Deshalb muß also auch dieses als Maßstab gelten bei Verwerfung oder Wahl: ob man an der Einsamkeit eines Menschen Wache halten mag, und ob man geneigt ist, diesen selben Menschen an die Tore der eigenen Tiefe zu stellen, von der er nur erfährt durch das, was, festlich gekleidet, heraustritt aus dem großen Dunkel.

So ist meine Meinung und mein Gesetz.»

Wache halten am Tor zur Einsamkeit und zur Tiefe des Geliebten, das ist für Rilke die Aufgabe des Liebenden. Eine solche Haltung ist nicht leicht zu gewinnen. Sie setzt große Reife voraus. Wer in der Liebe und Ehe Erfüllung finden will, der muß nicht am anderen arbeiten, sondern an sich selbst. In einem Brief, den er am 19. April 1904 von Rom aus an Friedrich Westhoff, den Bruder seiner Frau, schrieb, entwickelte er diesen Gedanken ausführlich. Es lohnt sich wohl, die betreffende Briefstelle sorgfältig zu lesen:

«Ich werde einmal, wenn ich reifer und älter bin, vielleicht dazu kommen, ein Buch zu schreiben, ein Buch für junge Menschen; nicht etwa, weil ich glaube, etwas besser gekonnt zu haben als andere. Im Gegenteil, weil mir alles so viel schwerer geworden ist als anderen jungen Menschen von Kindheit an und während meiner ganzen Jugend.

Da habe ich immer und immer wieder erfahren, daß es kaum etwas Schwereres gibt, als sich lieb haben. Daß das Arbeit ist, Tagelohn – weiß Gott, es gibt kein anderes Wort dafür. Und nun kommt noch dazu, daß die jungen Menschen auf so schweres Lieben nicht vorbereitet werden; denn die Konvention hat diese komplizierteste und äußerste Beziehung zu etwas Leichtem und Leichtsinnigem zu machen versucht, ihr den Schein gegeben, als könnten sie alle. Dem ist nicht so. Liebe ist etwas Schweres, und sie ist schwerer denn anderes, weil bei anderen Konflikten die Natur selbst den Menschen anhält, sich zu sammeln, sich ganz fest mit aller Kraft zusammenzufassen, während in der Steigerung der Liebe der Anreiz liegt, sich ganz fortzugeben. Aber denke doch nur, kann das etwas Schönes sein, sich fortzugeben nicht als Ganzes und Geordnetes, sondern so dem Zufall nach, Stück für Stück, wie es sich trifft? Kann solche Fortgabe, die einem Fortwerfen und Zerreißen so ähnlich sieht, etwas Gutes, kann sie Glück, Freude, Fortschritt sein? Nein, sie kann es nicht. Wenn du jemandem Blumen schenkst, so ordnest du sie vorher, nicht wahr? Aber junge Menschen, die sich lieb haben, werfen sich einander hin in der Ungeduld und Hast ihrer Leidenschaft, und sie merken gar nicht, welcher Mangel an gegenseitiger Schätzung in dieser unaufgeräumten Hingabe liegt, merken es erst mit Staunen und Unwillen an dem Zerwürfnis, das aus aller dieser Unordnung zwischen ihnen entsteht. Und ist erst Uneinigkeit unter ihnen, dann wächst die Wirrnis mit jedem Tage; keiner von den beiden hat mehr etwas Unzerschlagenes, Reines und Unverdorbenes um sich, und mitten in der Trostlosigkeit eines Abbruchs suchen sie den Schein ihres Glückes – denn um des Glückes willen sollte all das doch sein – festzuhalten. Ach, sie vermögen sich kaum mehr zu entsinnen, was sie mit Glück meinten. In seiner Unsicherheit wird jeder immer ungerechter gegen den anderen; die einander wohl tun wollten, berühren einer den anderen nun auf herrische und unduldsame Art, und im Bestreben, aus dem unhaltbaren und unerträglichen Zustand ihrer Wirrnis irgendwie herauszukommen, begehen sie den größten Fehler, der an menschlichen Beziehungen geschehen kann: sie werden ungeduldig. Sie drängen sich zu einem Abschluß, zu einer, wie sie glauben, endgültigen Entscheidung zu kommen, sie versuchen ihr Verhältnis, dessen überraschende Veränderungen sie erschreckt haben, ein für allemal festzustellen, damit es von nun ab «ewig» – wie sie sagen – dasselbe bleibe. Das ist nur der letzte Irrtum in dieser langen Kette von einander festhaltenden Irrungen. Totes nicht einmal läßt sich endgültig festhalten (denn es zerfällt und verändert sich in seiner Art), wieviel weniger läßt sich Lebendes und Lebendiges ein für alle Mal abschließend behandeln. Leben ist ja gerade Sichverwandeln, und menschliche Beziehungen, die ein Lebensextrakt sind, sind das Veränderlichste von allem, stei-

gen und fallen von Minute zu Minute, und Liebende sind diejenigen, in deren Beziehung und Berührung kein Augenblick dem anderen gleicht. Menschen, zwischen denen nie etwas Gewohntes, etwas schon einmal Dagewesenes vor sich geht, sondern lauter Neues, Unerwartetes, Unerhörtes. Es gibt solche Verhältnisse, die ein sehr großes, fast unerträgliches Glück sein müssen, aber sie können nur zwischen sehr reichen Menschen eintreten und zwischen solchen, die, jeder für sich, reich, geordnet und versammelt sind, nur zwei weite, tiefe, eigene Welten können sie verbinden. – Junge Menschen – das liegt auf der Hand – können ein solches Verhältnis nicht gewinnen, aber sie können, wenn sie ihr Leben recht begreifen, langsam zu solchem Glück anwachsen und sich vorbereiten dafür. Sie müssen, wenn sie lieben, nicht vergessen, daß sie Anfänger sind, Stümper des Lebens, Lehrlinge in der Liebe, – müssen Liebe lernen, und dazu gehört (wie zu jedem Lernen) Ruhe, Geduld und Sammlung!

Liebe ernst nehmen und leiden und wie eine Arbeit lernen, das ist, was jungen Menschen not tut. – Die Leute haben, wie so vieles andere, auch die Stellung der Liebe im Leben mißverstanden, sie haben sie zu Spiel und Vergnügen gemacht, weil sie meinten, daß Spiel und Vergnügen seliger denn Arbeit sei; es gibt aber nichts Glücklicheres als die Arbeit, und Liebe, gerade weil sie das äußerste Glück ist, kann nichts anderes als Arbeit sein. – Wer also liebt, der muß versuchen, sich zu benehmen, als ob er eine große Arbeit hätte: er muß viel allein sein und in sich gehen und sich zusammenfassen und sich festhalten; er muß arbeiten; er muß etwas werden!

Glaube mir, je mehr man ist, je reicher ist alles, was man erlebt. Und wer in seinem Leben eine tiefe Liebe haben will, der muß sparen und sammeln dafür und Honig zusammen tragen.»

Wir spüren, das ist mit großem Ernste geschrieben worden, damals, im Jahre 1904. Und vielleicht wird mancher bestätigen, daß diese Ausführungen auch heute noch nichts von ihrer Aktualität verloren haben. Gerne würden wir jeden Satz auch auf uns – selbst dann wenn wir nicht mehr jung sind – und auf unsere Mitmenschen beziehen.

Trotz dieser Zustimmung werden allerdings – wie könnte es anders sein – auch wichtige Fragen in uns wach. Ist Reife alles? Soll der junge Mensch die Liebe aufschieben für das Alter, für diese abgeklärte, stille Zeit, wie man zu sagen pfllegt? Ist Alter Reife? Soll der junge Mensch sich Träumen hingeben, etwa so, wie Rilke das am Schluß seines Romans «Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge» in seinem Gedicht ausgedrückt hat?

*Du, der ichs nicht sage, daß ich bei Nacht weinend liege,
deren Wesen mich müde macht
wie eine Wiege.*

*Du, die mir nicht sagt, wenn sie wacht
meinetwillen:
wie, wenn wir diese Pracht
ohne zu stillen
in uns ertrügen?*

*Sieh dir die Liebenden an,
wenn erst das Bekennen begann,
wie bald sie lügen.*

*Du machst mich allein. Dich einzig kann ich vertauschen.
Eine Weile bist du's, dann wieder ist es das Rauschen,
oder es ist ein Duft ohne Rest.
Ach, in den Armen hab ich sie alle verloren,
du nur, du wirst immer wieder geboren:
weil ich niemals dich anhielt, halt ich dich fest.*

Das ist nun freilich eine große Versuchung, diese Art, die ungestillte Liebe zu leben. Die Liebe wird zum schönen, erfüllenden, weittragenden Gefühl, und der geliebte Mensch wird vielleicht zum Objekt für Meditationen. Wir wollen nicht zu gering darüber denken! Durch alle Verwandlungen hindurch erfährt der Liebende die Unendlichkeit des Geliebten.

In seinem Märchen «Piktors Verwandlungen» spricht Hermann Hesse in ganz ähnlicher Weise von der Kraft der Liebe. Verschlungen und verschlüsselt zeigt die romantische Dichtung, daß jeder, der sich an einen Teil hält, nicht nur in der Liebe, auch in der Freundschaft, im Beruf, in allem, was er tut, denkt und lebt, daß er erstarrt. Wir sind ja unsererseits auch immer bloß ein Teil. Erst durch die Liebe werden wir ganz. Sie macht uns wandlungsfähig.

«Er war verwandelt. Und weil er dieses Mal die richtige, die ewige Verwandlung erreicht hatte, weil er aus einem Halben ein Ganzes geworden war, konnte er sich von Stund an weiter verwandeln, so viel er wollte. Ständig floß der Zauberstrom des Werdens durch sein Blut, ewig hatte er Teil an der allstündlich erstehenden Schöpfung.

Er wurde Reh, er wurde Fisch, er wurde Mensch und Schlange, Wolke und Vogel. In jeder Gestalt aber war er ganz, war ein Paar, hatte Mond und Sonne, hatte Mann und Weib in sich, floß als Zwillingfluß durch die Länder, stand als Doppelstern am Himmel.»

Das ist der Schluß des zauberhaften Märchens. Vereinigung bedeutet für Hermann Hesse nicht Selbstaufgabe, sondern Selbstverwirklichung. Die Liebenden werden reich an Unend-

lichkeit. Die Liebe schützt sie vor Erstarrung, vor dem Tod also. Die Liebe ermöglicht Verwandlung, also das Leben.

*Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebendige will ich preisen
Das nach Flammentod sich sehnet.*

*In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung
Wenn die stille Kerze leuchtet.*

*Nicht mehr bleibest du umfassen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.*

*Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du Schmetterling verbrannt.*

*Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.*

So sagt es Goethe 1814 in seinem Gedicht mit dem Titel «Selige Sehnsucht» im ersten Buch des «Westöstlichen Divans». Er erinnert an die uralte Sage vom Vogel Phönix, der sich immer wieder in die Flamme stürzen muß, immer wieder verbrennen muß, um etwas Neues werden zu können, um lebendig bleiben zu können. Verbrennen in der Liebe, wir brauchen es nicht zu fürchten, es ermöglicht die Wiedergeburt, die neue Geburt in der Liebe.

Aber ist das alles nicht vielleicht doch zu poetisch und zu philosophisch? Und ist es nicht vielleicht gleichzeitig zu viel und zu wenig? Trägt diese Art Liebe, wie sie da dichterisch gestaltet wird, über den Alltag und das Leben? Meistert sie Krankheit, Schmerz, Not, Entbehrung, Leiden? Wie steht es mit jener anderen Liebe, jenseits des Rausches? Gibt es sie, diese beständige, dauernde Liebe, hier, in den Realitäten des Lebens?

Gefunden

*Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.*

*Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
wie Äuglein schön.*

*Ich wollt es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?*

*Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
Am hübschen Haus.*

*Und pflanzte es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.*

Das ist eine schlichte Erzählung im Ton eines Volksliedes. Jedermann versteht das Gedicht. Er geht mit dem Dichter, mit Johann Wolfgang Goethe übrigens, der das Gedicht 1813 in Weimar geschrieben hat, auf den Spaziergang und entdeckt mit ihm das kleine Blümchen. Er möchte ihm nahe bleiben. Es darf nicht welken. Deshalb tut er, was Kinder tun. Er gräbt es aus, sorgfältig, mit allen Würzlein, und pflanzt es im Garten wieder ein.

Ursprünglich hat das Gedicht einen ganz anderen Titel getragen, ganz einfach: Frau von Goethe. Die Verse müssen also gleichnishaft gemeint sein. Sie beziehen sich auf den Bund des Dichters mit Christiane Vulpius, der 1806 zur Ehe führte. Das Gedicht drückt nicht nur freundliche Zuneigung, sondern reife Menschlichkeit aus. Der Liebende hat eine schwierige Aufgabe. Er muß es dem geliebten Menschen möglich machen, sich selber zu verwirklichen, zu sich selber zu reifen. Ja, und das erinnert nun wieder an Rilkes Wort, daß der Liebende an der Einsamkeit und Tiefe des anderen Wache halten müsse. Nur ergibt sich für Goethe keineswegs die Notwendigkeit des Verzichtens. Im Gegenteil. Er will offensichtlich Partner eines besonde-

ren, individuellen, unwiederholbaren, eigenständigen Menschen sein. Verlangten wir anderes, dann, ja dann, würden wir ihn, wie Goethe sagt, zum Verwelken verurteilen.

Nicht die billige Treue ist also gemeint, die nur die eigene Bestätigung sucht und vielleicht auch findet, gegenseitig vielleicht sogar, sondern die tiefe, eheliche Liebe, die einander stark macht und hält. Man ist ihr gegenüber mißtrauisch geworden. Aber vielleicht ist sie einfach zu still. Vielleicht gibt sie sich zu bescheiden. Hier und da findet sich allerdings doch ein Dichter, der zu ihr steht und sie lobt. Matthias Claudius zum Beispiel. Zur silbernen Hochzeit, am 15. März 1797, hat er seiner Frau Rebekka das folgende Gedicht gewidmet:

*Ich habe dich geliebet und ich will dich lieben, ✓-✓-✓
So lang du goldner Engel bist;
In diesem wüsten Lande hier, und drüben
Im Lande wo es besser ist.*

*Ich will nicht von dir sagen, will nicht von dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugnis bringen,
Denn unerkennlich bin ich nicht.*

*Ich danke dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich dich fand;
Doch ich fand nicht. Gott hat dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand.*

*Sein Tun ist je und je großmütig und verborgen;
Und darum hoff ich, fromm und blind,
Er werde auch für unsre Kinder sorgen,
Die unser Schatz und Reichthum sind.*

*Und werde sie regieren, werde für sie wachen,
Sie an sich halten Tag und Nacht,
Daß sie wert werden, und auch glücklich machen,
Wie ihre Mutter glücklich macht.*

*Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und flutet,
Im Meer, so weit und breit und hoch! –
Doch, manchmal auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet ... Ach, und blutet noch.*

*Es gibt in dieser Welt nicht lauter gute Tage,
Wir kommen hier zu leiden her;
Und jeder Mensch hat seine Plage,
Und noch sein heimlich Crève-coeur.*

*Heut aber schlag ich aus dem Sinn mir alles Trübe,
Vergesse allen meinen Schmerz;
Und drück fröhlich dich, mit voller Liebe,
Vor Gottes Antlitz an mein Herz.*

Und die Dichter unserer Zeit, sprechen sie nicht von der Liebe? – O doch! Sie tun es wohl! Christine Busta, die österreichische Lyrikerin, nähert sich ihrem Wesen mit Bildern. Sie vergleicht die Liebe mit einer Möwe und ihr eigenes Schicksal mit einem Schiff. Wer schon eine Seefahrt unternommen hat, kennt das Bild: Das Fahrzeug zwischen der Unendlichkeit von Wasser und Himmel, und die weißen Seevögel, die es begleiten, die es umtanzen, darauf niederstürzen, es für eine Weile als Herberge benützen, dann wieder lachend aufsteigen. Wir müssen uns den Bildern des Gedichtes aufmerksam widmen. Sie verbergen große Leidenschaft, Tragik und Lust. Die Dichterin opfert der Liebe Augen und Herz und bleibt ihr doch verfallen auf immer.

Die Möwe

*Immer folgt mir die Liebe
wie die Möwe dem Schiff.
Von keinem Winde verschlagen.
räuberisch, herrlich bestürzt sie
unabläßig mein Leben.*

*Ihren schneeigen Flügeln hab ich
hingeworfen mein rotes Lachen,
ausgesetzt zwischen Wasser und Himmel
meine Augen, mein Herz verfüttert.*

*Blind und herzlos
werd ich ihrem Gelächter verfallen.*

Max Bolliger, der 1929 geborene Schweizer Autor von Jugendbüchern, Hörspielen und Gedichten, spricht in sehr vorsichtigen Versen von jener Liebe, die sich in den letzten Worten von Jesus von Nazareth offenbart, von der Liebe in der Verzweiflung, im Trotzdem und Dennoch. Mit Christus wirft sich das Göttliche ins Leben und wird Liebe, so wie wir ins Leben gerufen worden sind und nun lieben und geliebt werden müssen, wenn wir leben wollen. Ohne Liebe ist das Leben der Vernichtung preisgegeben. Durch die Liebe dagegen nehmen nicht nur die Lebensmöglichkeiten zu, auch der Wert des Lebens wächst durch sie. Die Liebe gibt dem Leben Sinn. Wer sie ganz ernst nimmt, der erscheint uns wie ein Auserwählter. Warum behandeln wir ihn dann gerne wie ein Kind – mit einem mitleidigen Lächeln? Warum schlagen wir ihn ans Kreuz – immer wieder?

*Manchmal stirbt einer,
stirbt an der Liebe,
auserwählt
wie eine Muschel
in der Hand eines Kindes.*

*Manchmal stirbt einer,
stirbt an der Liebe,
und auf seinem Grab
blüht nichts
als ein Lächeln des Mitleids.*

*Die Zeit ist gegen die Liebe.
Liebe will Ewigkeit.
Und wir fürchten uns.*

Die Liebe ist der Auftrag des Menschen. Liebe ist Arbeit. Wir müssen sie auf uns nehmen. Wir müssen sie lernen. Paul Emanuel Müller schreibt:

*Erst wenn die liebe gelernt ist
dürfen wir andere räume beschreiten
sind wir bereit
für reineren sinn*

*ein ganzes leben
ist uns gegeben
doch wem genügt es*

*keiner aber beklage das schicksal
der von äußerster not
von folter und kriegern verschont ist*

*werden wir nicht immer wieder
von bildern begleitet
die alles entschlüsseln
was uns geschickt ist*

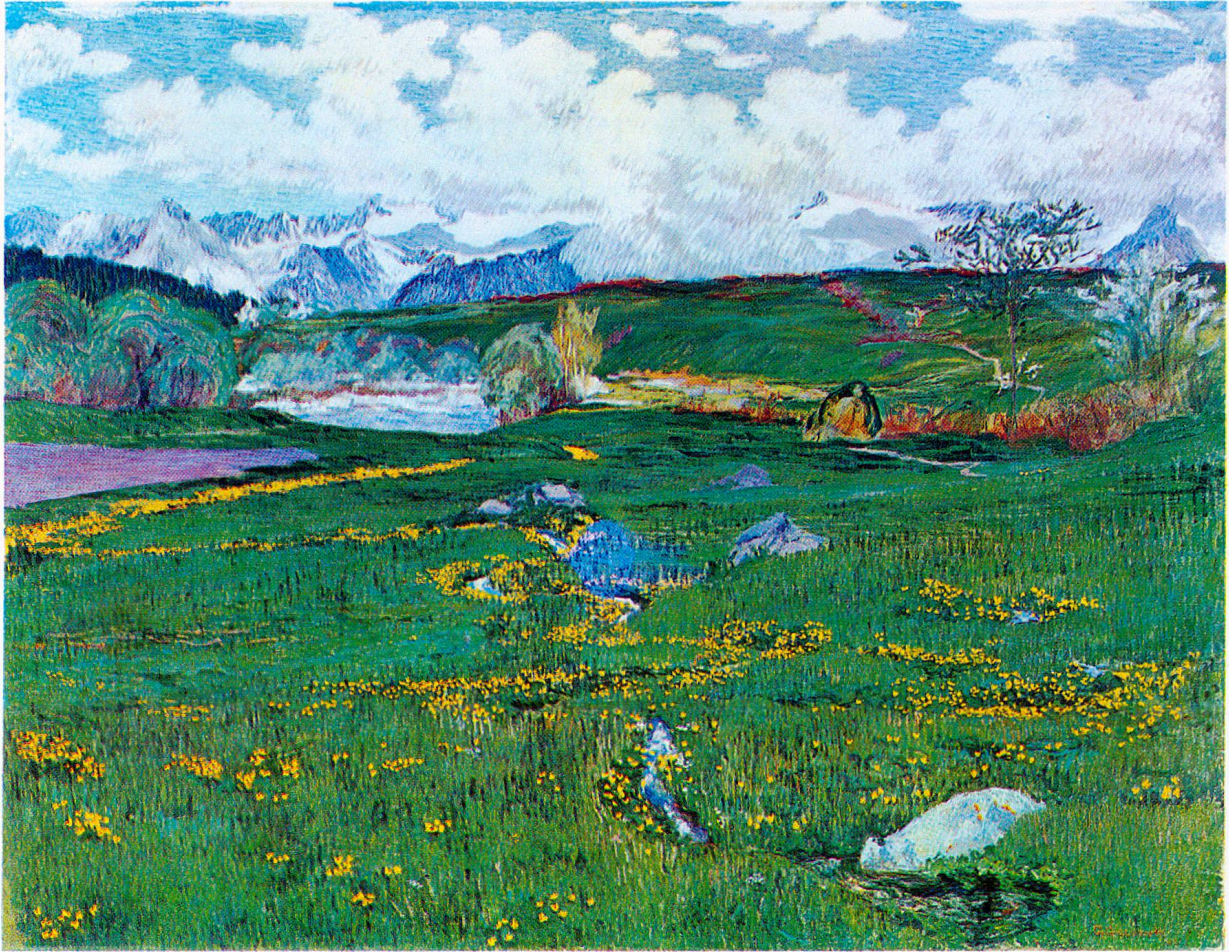
*die sprache der träume
das wunder der blumen
ja selbst das verborgene walten der tiere
werden und wandlung der landschaft
die wege der sterne
die worte der dichter und denker
und alles gestalten ernsthafter menschen
führen hinein in verzicht und gewinn*

*wer das leiden verschmäht
wer dem feuer entflieht
und das bequemere will
dem entgleitet's
das leben
dem immer wieder in schmerzen geheilt
ihm aber wird es*

PASSUGGER



Verlangen Sie ausdrücklich PASSUGGER, wenn Sie ein Mineral-Tafelwasser ersten Ranges bevorzugen. Beharren Sie auf PASSUGGER, denn es ist reich an wertvollen Mineralien. Inhalt 3,5 dl.



Giovanni Giacometti: Bergeller Frühlingslandschaft. 1901. Öl auf Leinwand. 70 x 90,5 cm
Bündner Kunstmuseum, Chur

